

Kapitel 9

6./7. Oktober 2055

1

Der Raum, in dem er kauerte, war wie aus einer anderen Welt. Wann immer sich Joshua hier unten aufhielt, stand die Zeit für eine Weile still. An diesem Ort tief in seinem Inneren existierte nur er allein, abgeschildert von der Realität, die von Tag zu Tag verrückter wurde.

Joshua betrachtete die dicken Mauern um sich herum und runzelte die Stirn. Ein neuer Riss gesellte sich zu den Dutzenden, die die Wände bereits wie ein Spinnennetz durchzogen. Langsam wanderte er vom Fußboden nach oben, zog sich diagonal und im Zickzack zur Decke hinauf, bis er sich im dichten Geflecht seiner Artgenossen verlor. So sehr Joshua dieses seelische Bollwerk über die Jahre auch verstärkt hatte, so deutlich schickte es ihm nun eine simple Botschaft: Der Aufenthalt in dieser besonderen Festung war nicht ewig verlängerbar.

Bitte nicht, dachte er. Bitte nicht wieder nach draußen.

Seine Kehle fühlte sich inzwischen so trocken an, als hätte er eine Wagenladung Sand geschluckt. Ein ungeheurer Durst durchdrang ihn von Kopf bis Fuß, stärker noch als bei den schlimmsten Hitzewellen. Unentschlossen betrachtete Joshua die schwere Tür, als lauere dahinter ein Raubtier. Schließlich erhob er sich und tapste darauf zu. Seine zittrigen Finger schlossen sich um die Klinke.

Ich fürchte kein Unglück, sagte er sein Mantra in Gedanken auf. *Kein Unglück!*

Er biss die Zähne zusammen und zog mit einem kräftigen Ruck. Wie ein Tsunami flutete die Realität herein und begrub ihn unter einer Welle aus purem Schmerz. Minutenlang lag er einfach da, reglos und paralysiert. Irgendwann wagte er einen Blick an sich hinab. Eine Vielzahl von blauen Flecken übersäte beide Arme und Beine, die geschwollen vor sich hin pochten wie seltsame Fremdkörper. Sein stocksteifer Rücken wiederum vermeldete überhaupt kein Gefühl. Ein Anflug von Panik erfasste Joshua mit eiskalter Hand.

Ich fürchte kein Unglück!

Ein ums andere Mal dachte er an diesen Satz, bis sich sein Puls wieder beruhigte. Stöhnend lenkte Joshua die Augen durch den engen Raum. Unter ihm befand sich eine schmale Pritsche, deren Fußende bis zu einer Reihe von Gitterstäben reichte. Eine silberne Toilette ohne Brille und ein kleines Waschbecken komplettierten die karge Einrichtung. So vorsichtig wie möglich drehte Joshua den Kopf nach oben. Eine summende Neonröhre an der Betondecke sowie ein kleines, vergittertes Fenster spendeten das einzige, spärliche Licht. Eine beachtliche Zahl von Spinnen auf dem unverputzten Mauerwerk bot ihm zumindest ein wenig Gesellschaft.

Wasser!, lechzte sein ausgetrockneter Körper noch einmal. *Wasser, sofort!*

Vorsichtig streckte Joshua die Arme und Beine. Nach und nach ließ sich auch sein lädierter Rücken mobilisieren, das erste Anzeichen, dass ihn der First Sergeant doch nicht

in den Rollstuhl geprügelt hatte. Mit dem Waschbecken im Blick schob sich Joshua auf den Schulterblättern an den Rand der Pritsche. Mühsam drehte er sich nach rechts, streckte die Fingerspitzen nach dem schmutzigen Stahl aus – und fiel herunter. Die nächste Schmerzenswelle durchzuckte seinen Körper und entlockte ihm einen heiseren Aufschrei. Mehrere Minuten lang verweigerten sämtliche Glieder den Dienst.

Also gut, dachte er. Noch einmal von vorn.

Er drückte sich hoch auf alle Viere und hielt inne. Ein Tablett mit zwei Sandwiches und einer Flasche Wasser stand vor der kleinen Aussparung unter der Gittertür. Schwerfällig wie ein wendendes Kreuzfahrtschiff drehte sich Joshua herum und kroch hinüber zum Proviant. Das Getränk leerte er in einem Zug, die steinharten Brote schlang er fast ohne zu kauen hinunter. Lauter Gesang schallte so unvermittelt über den Korridor, dass sich Joshua fast verschluckte. Die schiefe Darbietung von *Yellow Submarine* war definitiv die gruseligste, die er je gehört hatte. Ein anderer Häftling forderte den Sänger auf, verdammt nochmal die Fresse zu halten. Ein wimmernder Laut vom Ende des Ganges vervollständigte das schauerliche Klangkonzert.

Wäre es doch nur bei den Spinnen geblieben, dachte Joshua.

Er schleppte sich bis zum hinteren Ende der Zelle, zog sich am Waschbecken hoch und drehte den Hahn auf. Kühles, wohltuendes Wasser floss seine Kehle hinab und befriedigte seinen Durst komplett.

„Hey Juuude, don’t make it baaad! Take a saaad sooong and make it beee-daaa-haaa!“

Im Minutentakt wechselte die Männerstimme von einem Beatles-Klassiker zum nächsten. Joshua hievte seinen geschundenen Körper zurück auf die Pritsche und blieb auf der Seite liegen. Ohne Uhr oder Kalender hatte er lediglich eine vage Ahnung von der Tageszeit, geschweige denn davon, wie lang er bereits hier festsass. Wie es aussah, bestand sein einziger Zeitvertreib darin, dem schlechtesten Coversänger aller Zeiten zu lauschen. Ob *All You Need Is Love*, *Let It Be* oder *Here Comes The Sun* – der Kerl machte vor keinem der bekannten Titel Halt. Der eine Mitinsasse schimpfte immer lauter, der andere schluchzte unaufhörlich vor sich hin.

Joshua schloss die Augen und drückte sich das dünne Kissen auf die Ohren.

2

Er schreckte aus einem diffusen Traum hoch, der sich ungeheuer real anfühlte. Wie so oft klammerte er sich an die letzten Bilder, doch die Eindrücke versanken unaufhaltsam in seinem Unterbewusstsein. Joshua setzte sich auf und lauschte.

Der Beatles-Imitator und der schimpfende Häftling waren verstummt, doch der dritte Mitinsasse wimmerte weiter vor sich hin. Joshua biss die Zähne zusammen und erhob sich zum ersten Mal seit Terrys Prügelattacke in eine aufrechte Position. Wie auf dicken Stelzen humpelte er zum kleinen, unverglasten Gitterfenster, wischte die Spinnweben beiseite und reckte den Hals. Vor ihm tauchte

die untergehende Sonne das vertrocknete Gras in orangefarbenes Dämmerlicht. Wie Joshua bereits vermutete, befand sich der Zellentrakt im Untergeschoss, wobei sein Ausblick auf Bodenhöhe der äußeren Umgebung lag. Jenseits der Grünfläche verlief die Marshall Street vom Osttor zum Kreisverkehr mit der großen Statue, von wo aus sie sich weiter bis zum Westeingang erstreckte. Die Atmosphäre dort draußen fühlte sich jedoch anders an als am Tag seiner Ankunft.

Irgendetwas ist hier passiert. Etwas Schlimmes.

Ein seltsames Aroma lag in der Luft, sowohl faulig als auch bitter. Unverhofft erhaschte Joshua einen Bruchteil seines Traums. Eine Szene hatte sich gleich hier abgespielt, weniger als zweihundert Meter von seinem Fenster entfernt. Eine vage Schwingung aus Angst und Panik raubte ihm kurzzeitig die Luft.

Der Tod, dachte er. Wie im Königsforst, nur kleiner.

Ein schriller, quietschender Laut riss ihn aus den Gedanken – der Klang einer alten, rostigen Tür, die lang niemand mehr geölt hatte. Klappernd näherte sich das Geräusch von Rollen auf unebenem Boden. Joshua humpelte zur Gittertür und spähte hindurch.

„Abendessen!“ Jake Summers nahm ein Tablett vom Wagen. Beim Anblick seines Kameraden blieb er abrupt stehen.

„Joshua! Du bist wieder wach! Geht es dir gut?“ Jake trat an die Zelle heran und musterte ihn von Kopf bis Fuß. „Herr im Himmel! Hat sich das mal ein Arzt angesehen?“

Joshua zuckte mit den Achseln.

„Okay, verstehe. Robert und Paul haben gesagt, du wärst die ganze Zeit über bewusstlos gewesen, als sie euch versorgt haben. Sie hatten sogar Angst, du wärst tot! Irgendwann hat endlich eine Wache überprüft, ob du noch atmest. Da werden dein Bruder und die anderen aber erleichtert sein, dass du wieder unter uns weilst!“

Er bückte sich und tauschte das alte Tablett gegen das neue aus. Diesmal bestand das Essen aus einer Frikadelle mit matschigem Kartoffelbrei sowie gemischtem Gemüse in einer wässrigen Soße. Das Messer und die Gabel waren stumpf und aus Kunststoff.

„Brauchst du sonst noch etwas?“, fragte Jake.

Joshua schüttelte den Kopf.

„Also gut.“ Das Gesicht seines Kameraden verfinsterte sich. „Erinnerst du dich an Steven mit V von Stube 216? Er hat versucht zu fliehen. Ist auf dem Rückweg vom Abendessen einfach davongerannt und übers Haupttor geklettert. Die Wachen auf den Türmen haben ihn sofort erschossen.“

Das habe ich also geträumt. Joshua krallte die Hände in die Gitterstäbe. Sofort dachte er zurück an die Nacht, in der er Steven davon abgehalten hatte, sich im Waschraum die Pulsadern aufzuschneiden.

„Ich weiß auch nicht, was ihn geritten hat“, sagte Jake. „Steven wirkte immer so...“

„Hey, Mann! Bist du nur zum Labern hergekommen oder bekomme ich bald mein Essen?“, rief jemand aus der Zelle gegenüber. Es war dieselbe Stimme, die den schlechtesten Coversänger aller Zeiten bei jedem neuen Lied beschimpfte.

„Oh, natürlich. Entschuldige bitte.“ Jake nahm eine weitere Portion vom Wagen und drehte sich um. Mit einem Mal erstarrte er. „Du?!“

„Was ist? Haste noch nie einen Schwarzen gesehen?“, fragte der Insasse.

Jake entglitt das Tablett. Erbsen, Möhren, Kartoffelbrei und die Frikadelle verteilten sich kreuz und quer über den Boden. „Du hast mich damals überfallen! Du und deine Komplizen von dieser Wolfsbande. Ihr habt mir den Kiefer gebrochen und mein Portemonnaie gestohlen!“

„Keine Ahnung, was du da redest, Mann. Bekomm ich jetzt was zu essen oder nicht?“

„Kratz es dir doch vom Boden!“, spie Jake. „Endlich bist du da, wo du hingehörst. Manchmal ist die Welt wohl doch noch gerecht.“ In Windeseile versorgte er die anderen Gefangenen, lud die leeren Tablets auf den Rollwagen und preschte davon.

„Hey, du Idiot!“, rief der Schwarze. „Was ist mit mir? Ich habe einen Bärenhunger, verdammt!“

Die quietschende Tür, die hinter Jake zufiel, war seine einzige Antwort.

„Blöder Penner.“ Der Schwarze zog das grüne T-Shirt aus und schleuderte es in die Ecke. Ein großflächiger Verband bedeckte seinen gesamten Rücken und die Hälfte der Brust. Joshua nahm den jungen Mann genauer in Augenschein. Eine harte Schale aus Wut und Verzweiflung war alles, was er über den Gang hinweg registrierte.

„Hey, Kumpel!“ Der Dunkelhäutige erwiderte den Blick. „Gibst du mir was ab?“

Joshua nickte. Er schaufelte die Hälfte der Beilagen in sich hinein, spülte sie mit einem großen Schluck Wasser herunter und stellte das Tablett vor die Aussparung unter der Tür. Mit einem gezielten Stoß beförderte er das restliche Abendessen zur gegenüberliegenden Zelle.

„Sogar die ganze Frikadelle! Danke, Mann! Du hast echt was gut bei mir.“ Mit leuchtenden Augen nahm der Häftling die Portion entgegen. Das Tempo, mit dem er sie verschlang, stand dem von Joshua in nichts nach.

„Ich bin übrigens Lightning“, schmatzte er. „Zumindest nennen mich meine Kumpel so. Kannst aber auch *Dick* zu mir sagen. Hauptsache, du nennst mich nicht *Richard*. Meinen richtigen Namen kann ich nämlich nicht ausstehen. Und wie heißt du?“

Joshua senkte lediglich den Blick.

„Alter, kannst du nicht sprechen?“ Dick seufzte. „Tolle Scheiße. Erst entführen mich diese Bastarde von zu Hause, schmeißen mich in dieses Loch mit dieser Heulsuse und diesem beschissenen Harfensänger - und der einzig korrekte Typ kriegt nicht mal den Mund auf.“

Wie auf ein Stichwort legte der Beatles-Fan wieder los, diesmal jedoch mit *I Can't Get No Satisfaction* von den Rolling Stones. Augenblicklich mischten sich Dicks Flüche und das Geheul des vierten Insassen unter die schiefen Töne.

Na großartig. Joshua vergrub das Gesicht in den Händen. Es sah ganz danach aus, als würde die Zeit hier unten noch heiter werden.

Pünktlich um 04:50 Uhr schreckte Emily aus dem Schlaf. Die schiere Lautstärke des Rocksongs *Fight, Fight, Fight* brachte sie an den Rand eines Herzinfarkts.

„DRITTER ZUUUG, AUFSTEHEN UND FERTIGMACHEN!“, bellte First Sergeant Terry über die Musik hinweg. „ANTRITT IN SPORTKLEIDUNG AUF DEM GANG IN ZEHN MINUTEN!“

Emily und Melissa tauschten einen verschlafenen Blick. Gemeinsam drängten sie sich durch das Gewusel auf dem Flur, um sich im Damenwaschraum frisch zu machen. Gerade noch rechtzeitig schlossen sie sich den anderen im vorgegebenen Outfit an.

„Körperliche Ertüchtigung, Tag vier.“ Terry marschierte zwischen seinen Untergebenen auf und ab, die sich zu beiden Seiten des Korridors gegenüberstanden. Unablässig trommelte er auf dem Griff der Bloody Betty in seinem Hüftholster herum. „Tag zwei begann mit fünfzehn Durchführungen pro Übung, Tag drei mit zwanzig. Heute knacken wir also die fünfundzwanzig. Wir beginnen wie immer mit den Liegestützen.“

Die Rekruten gingen auf alle Viere. Angetrieben von den Kommandos ihres Ausbilders zählten sie jede Wiederholung laut mit. Rechts neben Emily atmete Melissa immer unruhiger. Ihre dünnen Arme und Beine zitterten wie unter Strom.

„Halte durch“, zischte Emily.

„Ich kann nicht!“, gab Melissa zurück.

„Doch, kannst du! Vergiss nicht: Stärke, Mut,

Zusammenhalt!“

Terrys schwere Stiefel hielten direkt vor ihnen. „Reißen Sie sich am Riemen! Wenn Ihr Körper zu schwach ist, kommt es auf die Stärke Ihres Geistes an!“

Emily schielte zur Seite. Zu ihrer Erleichterung hielt Melissa bis zum Ende durch. Auch die folgenden Situps und Kniebeugen absolvierte sie erstmals ohne Pause.

„Gut so. Melden Sie sich draußen bei den Corporals!“, blaffte der First Sergeant. Nach der geringen Zahl an Hieben, die er heute verteilt hatte, wirkte er auf Emily beinahe frustriert. Der dritte Zug hetzte in einer langen Reihe nach unten und trat vor dem Gebäude an.

„Rechts... um!“, befahl Corporal Bullman. Wie ein einheitlicher Organismus marschierten die Soldaten entlang der Hauptverkehrsadern zur Truppenküche. Die acht Minuten, die ihnen die Ausbilder für das Frühstück gewährten, waren bei weitem großzügiger als bei allen Mahlzeiten zuvor. Zum ersten Mal überhaupt gelang es Emily, ihre Portion komplett herunterzuschlingen, bevor sie und die anderen Kameraden mit vollem Magen auf dem Vorplatz antraten. Ein schmaler, orangefarbener Streifen am Horizont läutete bereits die Dämmerung ein.

„Ich hoffe, Sie haben es sich schmecken lassen!“, grinste Terry, der sie zusammen mit den vier Corporals erwartete. „Jetzt stellen Sie sich vor, Sie sind mitten im Kriegseinsatz. Soeben haben Sie sich in der Feldküche noch die Bäuche vollgeschlagen – aber direkt im Anschluss kündigt der Alarm einen feindlichen Angriff an. Das bedeutet, dass Sie laufen, richtig? Bis Sie eine Position erreicht haben,

von der aus Sie sich verteidigen.“

Deswegen haben wir so viel Zeit zum Essen bekommen, dachte Emily. *Du elender, hinterlistiger Bastard.*

Der First Sergeant joggte voran, gefolgt von den Rekruten in Zweierreihen sowie den Corporals, die den Zug von allen Seiten umschwärmten. Das Haupttor am Ende der Marshall Street glitt lautlos auf seinen Schienen beiseite. Außerhalb der Mauern ging es weiter über die Zufahrtsstraße und einen Feldweg, bis sie schließlich einen ausgedorrten Wald erreichten. Nach einigen hundert Metern hielt Terry seine Untergebenen an.

„Sehen Sie die natürliche Erhebung hinter mir? Das ist die Adamshöhe - nicht besonders hoch, dafür aber ziemlich steil mit ihren dreizehn Prozent Steigung. Unter den Jahrgängen vor Ihnen ist sie auch als *Arschlochberg* bekannt.“

Der Chefausbilder betrachtete sie mit blitzenden, kleinen Augen.

„Wir beginnen mit der kurzen Laufstrecke, das sind fünf Komma eins Kilometer gerechnet ab der Stelle, an der ich gerade stehe. Dieser Punkt ist zugleich auch das Ziel. Ihre Aufgabe lautet, innerhalb von fünfundzwanzig Minuten wieder hier zu sein. Schaffen Sie das nicht, hat der Arschlochberg Sie bezwungen – und ich dulde keine Niederlagen in meinen Zug. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?“

„Jawohl, Sir!“

„Sie werden allerdings nicht nur laufen, liebe Leute. An einem so schönen Tag wie heute werden Sie auch singen! Dafür begleiten meine Corporals Sie über den Berg

und stimmen ein paar hübsche Liedchen an, die Sie Zeile für Zeile wiederholen. Es wird Zeit, dass wir aus Ihrem traurigen Haufen endlich ein heiteres Kollektiv machen!“

Terry sah auf die Armbanduhr und blies in die Trillerpfeife. Emily stöhnte innerlich auf. Bereits jetzt machten sich ihr voller Bauch und die Seitenstiche bemerkbar. Den anderen Gesichtern zufolge erging es ihren Kameraden nicht besser.

„Wir sind die West-liche Al-li-anz!“, trällerte Breitkreuz, kaum dass sie losgelaufen waren.

„Wir sind die West-liche Al-li-anz!“, wiederholten die Rekruten.

„Für uns're Sache steh ich voll und ganz!“

„Für uns're Sache steh ich voll und ganz!“

„Auch wenn wir sind in größter Not...“

„Auch wenn wir sind in größter Not...“

„...wir kämpfen weiter bis zum Tod!“

„...wir kämpfen weiter bis zum Tod!“

Je weiter sie liefen, desto mehr keuchten die Rekruten, statt zu singen. Die Stiche in Emilys Seiten verstärkten sich, der Drang zu kotzen wurde mit jedem Meter stärker. Unterdessen zerfiel der dritte Zug in lauter kleine Grüppchen, zwischen denen die Lücken immer größer wurden.

„Hopp, hopp, hopp!“, rief Hernandez von hinten. „Denken Sie an das Zeitlimit!“

Stück für Stück kämpfte sich Emily voran bis zum Gipfel. Das tote, braune Gestrüpp wich zurück und gewährte ihr einen kurzen Ausblick auf den Horizont. Endlose Weiten von abgestorbenen Wiesen und Wäldern

erstrahlten im Licht der aufgehenden Sonne.

Bist du da draußen, Diane?, fragte sie sich. *Hast du von Mama und Papa gehört?* Unter dem Protest ihres Magens heftete sie sich an die Fersen von Robert und Ali. Nun schlängelte sich der Pfad vor ihnen in steilen Kehren an der Rückseite des Berges hinab. Dankbar nahm Emily den Schwung des abfallenden Weges mit.

„Hilfe...“, keuchte eine bekannte Stimme. „Mir ist... so schwindelig.“ Emily drehte den Kopf. Neben ihr stolperte Melissa vor sich hin, als sei sie kurz dem Blackout.

„Es ist nicht mehr weit, Mel. Nicht mehr weit.“ Emily hakte sich unter der Schulter ihrer Kameradin ein. Kurve für Kurve arbeiteten sie sich weiter nach unten.

„Noch drei Minuten!“, rollte die Donnerstimme des First Sergeants von unten über den Berg hinweg. Emily ächzte. Selbst ohne Melissa im Schlepptau wurde die Zeit schon knapp genug.

„Ich mach das“, hechelte jemand. „Lauf einfach weiter.“

Emily sah nach links. Aaron Finnegan schloss mit hochrotem Gesicht zu ihnen auf. Schweiß lief ihm in Sturzbächen am hünenhaften Körper hinab und tränkte sein T-Shirt vom Kragen bis zur Hüfte. Mit der rechten Pranke packte er Melissas anderen Arm.

„Nein!“, japste Emily. „Ich lasse Mel nicht los.“

„Dann eben zusammen“, schnaufte Aaron.

Emily fluchte, doch für weiteren Protest fehlte ihr die Puste. Aaron tauchte bestimmt nicht zufällig auf – ebenjener Kamerad, der sie den ganzen Tag über anstierte, als wolle er ihr die Klamotten vom Leib reißen. Dennoch gab er ihnen einen spürbaren Schub. Gut einhundert Meter

hinter der letzten Kehre erblickte Emily den First Sergeant, umringt von den Rekruten, die den Lauf bereits hinter sich gebracht hatten. Zum ersten Mal überhaupt freute sie sich, den Chefausbilder zu sehen.

„Sechzig Sekunden!“, brüllte Terry.

Mit letzter Kraft schleppten sich die drei an ihm vorbei. Kaum leuchteten die Lämpchen der Sensoren an ihren Oberteilen grün auf, fiel Emily auf die Knie und übergab sich. Die würgenden Geräusche der anderen stimmten in ihre mit ein wie bei einem obszönen Chor.

„Drei, zwei, eins, Ende!“, donnerte Terry. Emily wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und warf einen Blick über die Schulter. Etwa zwei Drittel der Läufer befanden sich mittlerweile im Ziel. Der Rest des Zuges trudelte nach und nach mit einem roten Licht auf der Brust ein. Mehrere Minuten später trieb Corporal Lavrée die letzten Rekruten über die Linie.

„Siebenunddreißig Minuten und vierzehn Sekunden! In was für einem erbärmlichen Zustand sind Sie eigentlich hergekommen?“ Der First Sergeant schüttelte den Kopf. „Sie wissen ja: Was nicht passt, wird passend gemacht – und hier passt offenbar einiges nicht. Dritter Zug, zurück in die Startposition! Diesen Berg erklimmen Sie noch einmal.“

Die Kameraden stöhnten. Viele von ihnen lagen noch immer wie erschossen auf dem Rücken und rangen nach Luft.

„Hören Sie endlich auf zu jammern!“, forderte Terry. „Stellen Sie sich vor, der Feind rollt mit schweren Panzern auf Sie zu, während der einzige Ausweg steil nach oben

führt. Und das bei fünfundvierzig Grad Mittagshitze und dreißig Kilo Marschgepäck! Flehen Sie diese Hurensöhne um Gnade an? Oder bezwingen Sie stattdessen diesen beschissenen Berg?“

„Ich bezwinde diesen beschissenen Berg!“, rief Paul, der unter den Letzten angekommen war. „Ich verliere nicht gegen dieses Arschloch!“

„Ich auch nicht!“, antwortete jemand neben ihm.

„Und ich auch nicht!“, fügte eine weibliche Stimme hinzu.

„Also gut, dritter Zug.“ Terrys Mundwinkel formten ein feistes Grinsen. „Zeigen Sie mir, dass hinter Ihren Worten auch Taten stecken!“

Die Rekruten halfen sich gegenseitig auf die Beine und kehrten zurück in die Startposition. Auf Terrys Pfiff liefen sie von vorn los.

„Wir sind die West-liche Al-li-anz!“, trällerte Breitkreuz.

„Wir sind die West-liche Al-li-anz!“, antworteten die Rekruten.

„Für uns're Sache steh ich voll und ganz!“

„Für uns're Sache steh ich voll und ganz!“

Wie von selbst stimmte Emily mit ein, doch auch mit ihrem geleerten Magen fühlte sie sich kaum leichter. Die Gedanken an ihre Familie lasteten weiter auf ihr wie ein Rucksack voller Ziegelsteine.